Luis Coloma's „Lappalien".*)

Dem Volke an wahr und frisch gezeichneten Bildern zu zeigen, was Wahrheit, was Lüge, was Tugend, was Laster, was wirkliches Glück, was Unglück sei — das schwebt als ideales Ziel wohl jedem katholischen Romanschreiber vor, der sich seiner Verantwortung bewußt ist. Wer sich für eine gedeihliche Entwickelung dieser Sparte unserer Publicistik interessirt — und das wird wohl jeder, dem die ungeheure Bedeutung einer guten Unterhaltungsliteratur kein Geheimniß ist —, der wird an den „Lappalien" seine helle Freude haben.

Zahllose Klippen hat der zu meiden, der mit allem Ernste dem gekennzeichneten hohen Ziele zustrebt. Manche lassen sich abschrecken, sie bleiben am friedlichen Strande und begnügen sich damit, ihrem Leserkreise eine sogen. anständige Unterhaltung zu bieten. Wir wollen sie nicht tadeln, solange sie nicht diese Strandidylls als Weltmeerscenen gelten lassen möchten, m. a. W. wer den Leser blos angenehm unterhalten will, der sage es auch klipp und klar, daß es sich nur um eine amüsante Spielerei handelt. Tritt der Erzähler aber auf als Lehrer und Erzieher, als Führer und Warner, so gedenke er seiner heiligen Pflicht: die Wahrheit, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. Sie mag oft bitter schmecken — gut, er kleide sie in eine süße Schale, so wird sie acceptirt.

Dieses Princip, nur Wahrheit, oft tief beschämende Wahrheit zu bieten, aber in einer Form, die sie dem verwöhntesten Gaumen schmackhaft macht, hat Coloma mit bewundernswerther Consequenz festgehalten. Coloma ist Priester der Gesellschaft Jesu. Eine Zeit lang sah er das vornehme Madrid um seine Kanzel versammelt; er sagte indeß den hohen Herren und Damen die Wahrheit mit solcher Aufrichtigkeit, daß er bald wieder entfernt wurde. Coloma war nicht der Mann, der sich in gekränktes Schweigen gehüllt hätte; er besteigt kurz entschlossen eine andere Kanzel, von der herab seine Bußpredigt nur um so lauter und durchdringender ertönt. „Wie in früheren Zeiten der Mönch auf öffentlichem Platze einen Tisch bestieg und von da aus den Indifferenten, die nicht ins Gotteshaus kamen, in der kräftigen Sprache jener Zeit kräftige und handgreifliche Wahrheiten sagte, so errichte ich meine Kanzel auf den Blättern eines Romanes. Und von da aus predige ich zu denen, die mich niemals anhören würden, wenn ich zu ihnen anders spräche. Ich sage ihnen in ihrer eigenen Sprache Wahrheiten, die unter den Gewölben einer Kirche sich niemals in ähnlich wirksamer Weise vorbringen ließen" (p. XIII).

Im gesellschaftlichen Leben darf keine andere Moral gelten, als jene, in welcher auch der Einzelne die Norm seines Denkens und Handelns zu erkennen hat: die Moral der 10 Gebote, des Christenthums; jeder Versuch, diese Nothwendigkeit zu umgehen, ist ein Angriff auf die Gesellschaft selbst: — dies das Thema, welches Coloma bis in seine kleinsten Nüancen durchführt, dessen unanfechtbare Wahrheit er handgreiflich beweist. Wie Donnerschläge tönt sein quod erat demonstrandum, so oft er ein Glied dieses Beweises, eine seiner mit allem modernen Raffinement ausgestatteten Episoden, wahre psychologische Kabinetstückchen, zum Abschlusse bringt.

Es ist die Madrider Aristokratie, welche ihm seine Charakterfiguren bieten muß: entschieden eine glückliche Wahl. Denn was beleuchtet heller die Abscheulichkeit des Grundsatzes, der für das gesellschaftliche und öffentliche Leben eine andere Moralwährung beansprucht, als die „hausbackne" christliche Moral —, was beleuchtet, sage ich, die Verabscheuungswürdigkeit dieses so verbreiteten Grundsatzes beller, als der grelle Gegensatz zwischen blendenden aristokratischen Formen und bodenloser Gemeinheit in ein und derselben Persönlichkeit? Erstere, die bestrickenden Formen, sind schuld, besser Anlaß, daß man die letztere tolerirt, entschuldigt, ignorirt, ihr die Salons, die öffentlichen Aemter nicht verschließt. Coloma malt dieses elegante Exterieur in seinem ganzen zauberischen Glanze, aber er malt es in Farben, die uns seinen wahren Charakter sofort erkennen lassen: schillernde, an sich werthlose Lappen sind es, hinter denen schmutzige Verworfenheit, mitleiderregende Thorheit sich verbirgt.

Mit so unbarmherziger Rücksichtslosigkeit geißelt Coloma die Thorheiten und Laster der Aristokratie, daß er den Vorwurf hören mußte, er habe sich eines Pamphlets, einer politischen Schmähschrift schuldig gemacht, er „verläumde den edelsten und besten Theil des spanischen Volkes" ꝛc.

Coloma verwahrt sich dagegen: „Ich will . . ausdrücklich versichern, daß ich in dieser Erzählung nicht Porträts zeichne, sondern sociale Typen zu schaffen suche. Denn dieses ist nicht etwa eine boshafte Schmähschrift, sondern ein Buch mit hohen moralischen Zwecken" (pag. 522 Anm.). Aber auch seinen „socialen Typen" kann ein unparteiischer Leser keinerlei tendenziöse Schwarzfärbung nachweisen. „Madrid ist kein Sumpf. Du und ich und noch viele andere anständige Frauen gehören zu Madrid, und wir stehen, Gott sei Dank, in keinem Sumpfe" — es ist die Marquise von Villasis, die edelste Charaktergestalt des Romans, welcher Coloma diese Worte in den Mund legt, dieselbe, an welche sich auch die versöhnende Lösung des Confliktes anknüpft, — „aber es gibt in Madrid einen Sumpf, das ist keine Frage, einen sehr tiefen Sumpf. Doch wer es ernstlich will, kann ihn umgehen. . . Das Unglück ist nur, daß dieser Sumpf aus kölnischem Wasser zu bestehen scheint; er macht sich von weitem vortrefflich, und nicht viele können seinem verführerischen Dufte widerstehen" (pag. 399 f.).

Er stellt also die Gesellschaft keineswegs als hoffnungslos verdorben hin, wie unsere Zukunftsstaatler es so gerne thun; er bezeichnet aber unverblümt die ergiebigste Quelle ihres Verderbens, die Toleranz gegen das Laster, diese unbegreifliche thörichte Nachsicht, mit welcher die sogenannte gute Gesellschaft so leicht sittlich bankerotten Elementen ihre Kreise öffnet, wenn ihnen nur Parfüm und Glacés und eine gehörige Portion Unverfrorenheit zur Verfügung stehen; mit seichten Phrasen kommt man da an den gröbsten Verirrungen vorbei, deren officielle Sanktion gleichbedeutend wäre mit dem Ruin der Ehe, der Familie, der Gesellschaft. Solche „Pequeñeces", Bagatellen, Lappalien, sind eben keine Lappalien!

Coloma liefert auch den handgreiflichen Beweis, daß ein katholischer Erzähler durchaus nicht genöthigt ist, jede Aeußerung spezifisch katholisch-religiösen Lebens ängstlich zu übergehen. Es gehört das im Gegentheil zum nothwendigen Inventar einer Culturschilderung, die ein ka-

*) Autorisirte Uebersetzung von Ernst Berg. Berlin, Verlag der Romanwelt. Preis 3 M.

tholisches Volksleben zum Hintergrund hat, sonst ist das Bild nicht wahr und nicht vollständig.

Das Gesagte läßt erkennen, an welchen Leserkreis der Verfasser hauptsächlich sich wendet. Wer aus freier Wahl oder unter dem Drucke der Verhältnisse sich viel auf dem Parquet zu bewegen hat, und namentlich wem die Erziehung oder Leitung solcher Persönlichkeiten anvertraut ist, soll das Buch nicht ungelesen lassen, soll es studiren. Für solche scheint es in erster Linie geschrieben zu sein. Doch kein Gebildeter, in welcher Stellung er auch lebt, wird das Werk ohne großen Nutzen lesen, sei's auch nur, um am Schlusse mit dem Verfasser sich eins zu wissen in dem schönen Bekenntnisse: „Ueber das Liebeswerk, das im Almosengeben besteht, stelle ich dasjenige, das die menschlichen Schwächen zu begreifen und zu heben sucht" (pag. XV). kr.

Hie Christus! Hie Buddha!

Religionsgeschichtliche Studie.

G. H. In verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften ist vor einiger Zeit mehrfach kurz darauf hingewiesen worden, wie der Buddhacult im christlichen Europa immer weitere Kreise zu ziehen beginne, und wie man schon nicht mehr zurückscheue, öffentlich zur Nachahmung Buddha's aufzufordern. Es sind bereits nicht mehr vereinzelte Stimmen, welche dem wahren Licht der Welt das Irrlicht des Buddhismus anpreisend gegenüberstellen. Ja, es sind bereits auch in Deutschland Stimmen laut geworden, welche den Buddhismus als die wahre Religion der Zukunft anpreisen und als „gelehrter Forschungen" Resultate verkünden, daß die christliche Religion nur eine, nicht einmal sonderlich gelungene, Copie des „herrlichen Originals" des Buddhismus sei. Zum Beweis für ihre Behauptung werden gewisse Einrichtungen, Gebräuche, Regeln und Vorschriften angeführt, welche dem Buddhismus wie dem Christenthum gleicherweise eigenthümlich seien. Es ist aber doch einleuchtend, daß man von einer engen Verwandtschaft zweier Religionen nicht reden kann wegen einiger äußerlicher Aehnlichkeiten, die in letzter Linie schließlich allen Religionen gemein sind, da sie ihren tiefsten Grund in der „von Natur aus christlichen" Menschenseele haben. Nimmt man aber eben die wesentlichen Forderungen der einzelnen Religionen, speciell des Christenthums und des Buddhismus, zur Forschung näher her, so tritt deutlich der himmelweite Unterschied zwischen beiden hervor. Eine nur kurze Vergleichung beider Religionen hinsichtlich ihrer Geschichte, ihrer Glaubens- und Sittenlehre und ihrer sittlichen Erfolge wird darthun, wie Christus in seiner hl. Religion ist das wahre Licht der Welt, während dagegen Buddha's Werk kaum mehr den Namen einer Religion verdient.

Werfen wir zuerst einen vergleichenden Blick auf die Geschichte Buddha's und Christi, sowie ihrer Religionen.

Ueber Buddha's Leben haben wir so dürftige Nachrichten, daß schon die Behauptung aufgestellt wurde, Buddha habe überhaupt gar nie existirt. Schon daraus läßt sich ermessen, daß wohl viele Züge aus seinem Leben, so wie sie von buddhistischen Schriftstellern uns überliefert werden, in's Reich der Fabel zu verweisen und als nachträgliche Ergänzungen nach dem Leben Christi anzusehen sind. Buddha, so berichten uns die Schriftsteller, dessen ursprünglicher Name Siddharta war, stammte aus dem Geschlechte Sakya und ward geboren in der Stadt Kapilavastu. Seine Geburt, heißt es, sei durch wunderbare Ereignisse angekündigt worden. Seine Mutter sei eine unversehrte Jungfrau mit Namen Maja aus königlichem Geschlechte gewesen. Am achten Tage nach seiner Geburt sei dem Knäblein der Name Siddharta gegeben worden. Der Knabe habe schon im zarten Alter seine Lehrer weit an Weisheit übertroffen. Gar viele wunderbare Züge aus Buddha's Kindheit werden uns überliefert, ähnlich denen, welche wir in den sogenannten apokryphen Evangelien über den Jesusknaben finden. In seinem 29. Lebensjahre, so heißt es in seinen Lebensbeschreibungen weiter, floh Siddharta in die Wüste, woselbst er siegreich verschiedene Versuchungen überwand. Sechs Jahre hernach nahm er die Würde und den Namen Buddha an, sammelte Schüler um sich, verkündete öffentlich seine Lehre und bekräftigte sie durch viele Wunder. Er starb mit großem Gleichmuth, beseelt von der frohen Zuversicht, daß seine Lehre alle Hindernisse überwinden werde. Als sein Todesjahr wird von den einen das Jahr 543, von andern 477 genannt.

In dieser Schilderung von Buddha's Leben finden wir manche Züge, die eine gewisse Aehnlichkeit mit Ereignissen aus dem Leben Jesu aufweisen, wie z. B. die Vorbereitung auf die öffentliche Thätigkeit in der Wüste, die siegreiche Ueberwindung der Versuchungen u. And. Allein diese Aehnlichkeiten lassen sich leicht aus den allen orientalischen Völkern gemeinschaftlichen Anschauungen und Gebräuchen erklären und sind zudem, wie oben schon hervorgehoben, rein äußerliche. Mögen zwischen Christi und Buddha's Lebensbeschreibung auch noch so viele Aehnlichkeiten bestehen, ein gewaltiger unausgleichbarer Unterschied zwischen beiden Religionsstiftern besteht und wird bestehen für alle Zeiten: Buddha, wenngleich als ein Held in der Tugend von seinen Anhängern gepriesen, erhält von ihnen in seinem Leben niemals den Namen, den Christus von den Seinen in Wahrheit bekommt, den Namen Gott. Das ist eine unüberbrückbare Kluft zwischen beider Leben.

Was die Geschichte beider Religionen anbelangt, so läßt sich unschwer die Unrichtigkeit der Behauptung erweisen, das Christenthum habe seine erhabenen Anschauungen und Lehren dem Buddhismus entnommen. Ist es ja doch erwiesen, daß der Buddhismus niemals die Grenzen des römischen Weltreiches überschritten, innerhalb deren das Christenthum seinen Anfang und seine erste Ausdehnung nahm. In Wirklichkeit stellen auch alle Gelehrten, welche sich mit dem Studium orientalischer Sitten und Gebräuche befassen, einen Einfluß des Buddhismus auf das Christenthum ganz entschieden in Abrede.

Ebenso sehr wie in ihrer Geschichte weichen auch beide Religionen in ihrer Lehre von einander ab. Beginnen wir bei dieser Darstellung mit der Glaubenslehre. Was lehren hier die beiden Religionen über die wichtigsten Fragen, nämlich über Gott, über die Seele und über das Ziel des Menschen? Der Fundamentalsatz unserer christlichen Glaubenslehre lautet für uns Christen: Der Mensch ist von Gott dazu geschaffen, daß er ihm diene und dadurch die ewige Seligkeit erlange. Was lehrt nun in dieser Beziehung das „Licht Asiens"? Buddha hat vor allem gar keine klaren und bestimmten Anschauungen über die Existenz Gottes. Das ist die Ansicht aller Buddha-Forscher. So sagt Max Müller: „Es ist nicht zu leugnen, daß Buddha keine Kenntniß von Gott gehabt habe." Diese Unkenntniß Buddha's und seiner Lehre über Gottes Dasein rührt wahrscheinlich daher, daß Buddha gar nie

ernstlich sich mit dieser wichtigsten aller Fragen befaßt hat. Er begnügte sich mit dem Ausspruch, der Mensch hänge in keiner Weise von Gott ab. Das ist Buddha's ganze Gotteslehre! Wie hier, so ist aber Buddha auch mit allen anderen höheren übernatürlichen Wahrheiten, die dem Christen in seiner Religion in so reicher Fülle geboten werden, gleich fertig, indem er einfach erklärt, solche vermöge der Mensch nicht zu fassen, darum brauche er auch keine solchen zu wissen. Fürwahr, viel verlangt Buddha vom Menschen! Er soll nach einem letzten und höchsten Ziele streben, ohne ein solches überhaupt nur zu kennen! An Stelle eines lebendigen allgütigen und allheiligen Gottes, der unser letztes Ziel und Ende ist, setzt Buddha eine todte und finstere Leere. Nichtsdestoweniger ist Buddha „das Licht Asiens"!

Gehen wir weiter und über zur Schöpfungslehre beider Religionen! Wie einfach, groß und erhaben ist hier die Lehre der christlichen Religion, die enthalten ist in dem ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde". Was lehrt nun Buddha dieser Wahrheit gegenüber? Er erkennt als Schöpfer der Welt den blinden Zufall. Wie die Atomisten lehrt er, die Welt sei aus unendlich vielen feinsten Theilchen der Luft gebildet und falle am Ende der Zeiten wieder in das Nichts zurück. Dieser kalte und leere Atomismus unterscheidet sich von der erhabenen Lehre des Christenthums ebensoviel wie der Tag von der Nacht.

Nächst diesem Problem beschäftigt den Menschengeist keines so sehr wie das über seine Seele. Hier sagt uns unsere hl. Religion, daß der Mensch eine unsterbliche, von Gott ihm gegebene Seele besitzt. Was lehrt dagegen Buddha? Auch hier scheut „das Licht Asiens" ein näheres Eingehen auf die Frage, ja er verbietet sogar seinen Schülern, sich damit zu befassen. In seinem Buche „Sutta Nigata" lehrt er einfach, nach dem Tode bleibe vom Menschen nichts als der Name übrig. So verwirft also der Buddhismus ein unsterbliches bewußtes Lebensprincip des Menschen und setzt sich damit in einen direkten Gegensatz zur christlichen Religion.

Gründlich kennen wir Buddha's Licht als ein Irrlicht kennen, wenn wir unsere Untersuchung ausdehnen auf die Frage: Welches ist für die Schüler Christi und welches ist für Buddha's Anhänger das höchste Gut und Endziel alles Strebens?

Auf diese Frage gibt uns der Christenglaube die hehre Antwort: Das höchste Gut und letzte Ziel des Menschen ist die ewige Seligkeit, und diese wird dadurch erreicht, daß die Seele mit Gott in seiner Anschauung und Liebe vollständig und unzertrennlich vereinigt wird. So Christus! Wie Buddha? Letzterer kennt, wie wir gesehen, weder einen persönlichen Gott, noch hat er klare und richtige Anschauungen von der Menschenseele, also kann er auch keine Seligkeit, wie das Christenthum sie verheißt, kennen. Das Gut und der Lohn, denn Buddha seinen Gläubigen für ein gut vollbrachtes Leben in Aussicht stellt, ist eine ewige Ruhe, das „Nirwana". Da mag man nun entgegenhalten: Sehnt denn nicht auch der Christ nach der Unruhe dieses Lebens sich nach nimmer endender Ruhe, und betet nicht die Kirche um ewige Ruhe für die Abgestorbenen. Gewiß, aber diese Ruhe nach dem Tode ist für den Christen eine Ruhe in Christus, in Gott und in dessen Anschauung und Liebe, eine Ruhe in ungeschwächter Lebensfrische. Keine solche Ruhe gewährt Buddha's Nirwana. Worin besteht denn nun eigentlich dieses Nirwana? In erster Linie wird mit diesem Wort ein Erlöschen des Lichtes bezeichnet. Ist nun aber das Nirwana eine vollständige Vernichtung des Lebens? Ist es die Vernichtung jeglicher Existenz? Einige Lobredner Buddha's suchten das schon zu leugnen. Doch vergebens! Denn Buddha selbst sagt uns, was das Nirwana ist, mit folgenden Worten: „Wie die von gewaltigem Wind bewegte Flamme schließlich erlöscht und dann nicht mehr existirt, so erlischt auch jeder weise Mann, seines Namens und seiner Gestalt entledigt, und ist dann als nicht mehr existirend anzusehen." Darin besteht nach Buddha das hohe Gut des Nirwana. Aber wie gelangt denn der Mensch zu diesem höchsten Glücke? Das beste Mittel, es zu erreichen, besteht nach Buddha's Lehre in der beständigen Meditation, weil man durch sie zur vollkommenen Seelenruhe gelangt.

Beachten wir hier wieder den diametralen Gegensatz zwischen Buddhismus und Christenthum! Der Christ erwirbt sein ewiges Heil durch Eifer in guten Werken, denn das erhabene Ziel seines Lebens und Strebens ist eine möglichste Verähnlichung mit Gott. Gott aber ist das vollendete Leben und Wirken, daher ist auch für den Christen Arbeit und Wirksamkeit der Weg zur Vollkommenheit. Für Buddha's Schüler ist das höchste Ziel des Lebens jenes Nirwana, das aber gerade im Mangel jeder Thätigkeit und jeden Lebens besteht; daher muß auch der wahre Buddhist, will er sein Ziel erreichen, jede Arbeit meiden. Zum gleichen Resultate gelangt Buddha durch folgende Schlußfolgerung: Alle Gemüthserregungen sind zu bekämpfen und zu unterdrücken, denn sie sind die Ursachen des menschlichen Elends. Es erhalten aber jene Erregungen Nahrung durch Arbeit und Anstrengung, daher ist diese vollständig zu meiden. An deren Stelle setzt Buddha träge und leere Meditation, die nicht wie die christliche Contemplation Früchte für das Leben zu bringen vermag. Ein wahrer Sohn und Nachfolger Buddha's arbeitet niemals, sondern er gibt sich immer und überall, wo es ihm möglich ist, der Meditation hin. Die Meditation ist aber nach Buddha's Begriff die vollkommenste, bei der die Verschiedenheit zwischen dem Meditirenden und dem betrachteten Gegenstand aufgehoben wird. Damit ist dann der Zustand der vollkommensten Weisheit erreicht. Das ist das Nirwana auf Erden. Da nun aber solchem Meditiren nur die Weisen sich widmen können, so steht auch diesen nur der Zugang zum Nirwana offen. Den Kindern und denen, die ihnen gleichen, sind Buddha's Arme verschlossen. Welch' diametraler Gegensatz wieder zur Lehre Christi, der den unvergleichlich schönen Ausspruch gethan: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen! Bei wem ist nun Licht und Leben? Bei Christus oder bei Buddha? Wer das nicht sieht, ist mehr als blind.

Resümiren wir kurz Buddha's Glaubenslehre! Buddha kennt keinen persönlichen Gott, keine unsterbliche Seele, keine andere Seligkeit, als Untergang und Vernichtung. Und dennoch gibt es Leute, und sie nennen sich noch Weise, die den Buddhismus dem Christenthum vorziehen. Das können eben nur die, denen Christi Lehre eine unerträgliche Last geworden, nicht zum wenigsten wegen deren Sittengesetze.

(Schluß folgt.)

Der Karmeliten-Orden in den bayerischen Stammlanden.

(Schluß.)

VI.

Den ersten Gedanken, auch den weiblichen Ordenszweig vom Berge Carmel in Bayern einzuführen, faßte die Churfürstin Maria Anna, Gemahlin des Churfürsten Maximilian I. Es waren deßhalb bereits im Jahre 1657 Unterhandlungen mit dem Fürstbischofe Albrecht Sigismund und dem Provinziale der Carmeliten in Gang, doch zerschlug sich die Sache. Ihr Sohn, Herzog Maximilian, welcher mit Mauritia Phebronia, einer geb. Herzogin von Bouillon und Auvergne, vermählt war, griff den Plan neuerdings auf. Diese Herzogin hatte zwei Schwestern, welche in Paris im Karmelitenorden lebten und war selbst Mitglied des drittes Ordens, somit dem Carmel von Herzen zugethan. Das herzogliche Paar bestimmte seine Villa Laufzorn bei München zu einer solchen Niederlassung, wurde aber an der Verwirklichung seiner Lieblingsidee durch den Tod verhindert. (Herzog Maximilian † 20. März 1705, Mauritia Phebronia 2. Juni 1706.) In ihrem Testamente hatten sie noch 60,000 fl., liegend auf der Herrschaft Angelberg in Schwaben, hiefür bestimmt. Mittlerweile war auch einer in München lebenden einfachen Jungfrau, Namens Anna Maria Lindmaier, welche sich des größten Ansehens bei Hoch und Nieder erfreute, der Wunsch gekommen, ein Karmelitenkloster ins Leben zu rufen; zu diesem Zwecke hatte sie bereits 1710 das gräflich Arco'sche Haus neben dem Altomünster-Haus erworben, so daß das Projekt nunmehr greifbarere Gestalt gewann. Indeß fehlte es nicht an Gegnern, und reichte der Münchner Stadtrath am 4. Dezember 1710 bei Kaiser Joseph I. (es war die Zeit, wo München unter österreichischer Occupation sich befand) eine langgedehnte Vorstellung ein. Der verwittweten Kaiserin Eleonora war es zu danken, daß die Vorstellung wirkungslos blieb und der kaiserliche Administrator, Graf Carl von Löwenstein, den Auftrag erhielt, sich nicht nur der Karmelitinnen anzunehmen, sondern auch den Stiftungsfonds des Herzogs Max Philipp auszufolgen, was mit Urkunde vom 1. August 1711 geschah. Am 16. September 1711 langten die 4 ersten Ordensschwestern aus Prag in München an und wurden in feierlicher Weise empfangen. Niemand war mehr darüber erfreut, als Anna Maria Lindmaier, welche ihre Bemühungen mit fast wunderbarem Erfolge gekrönt sah. Nachdem sie noch alle ihre zeitlichen Geschäfte in Ordnung gebracht, trat sie selbst am 22. Mai 1712 in das neu erstandene provisorische Kloster und widmete demselben auch fernerhin ihre Dienste.

Nachdem Churfürst Maximilian Emanuel von Luxemburg aus am 12. August 1711 die Bewilligung zum Baue eines neuen Gebäudes gegeben und am 27. August auch der Consens des Fürstbischofes von Freising eingetroffen war, fand am 23. Oktober die Grundsteinlegung in Stellvertretung des Fürstbischofes durch den Abt Plazidus von Ettal statt. Den Grundstein selbst legte die Gräfin von Löwenstein. Das ganze Kloster baute der Karmelit P. Dominicus a St. Euphrosyna. Um die Baukosten zu bestreiten, wurde mit Erlaubniß des Kaisers Karl VI. im Jahre 1712 alles Tafel- und Silbergeräth aus dem Nachlasse der Herzogin Mauritia Phebronia zu Geld gemacht. Am 8. Oktober 1714 konnten die Karmelitinnen den Neubau beziehen. Zwei Tage vor der Grundsteinlegung zum Klosterbaue war die Grundsteinlegung zur Kirche erfolgt, welche nach den Plänen Viscardi's gebaut werden sollte. Dieselbe kam auf eigenthümliche Weise zu Stande: die drei bayerischen Stände hatten 1704 gelobt, wenn Gott der Bedrängniß, in welcher sich damals München und das bayerische Land in Folge der österreichischen Occupation befand, abhelfen würde, eine Kirche zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit zu bauen: Gott fügte es, daß dieselbe neben dem Klostergebäude zu stehen kam und gleichsam einen würdigen Schlußstein des ganzen Unternehmens bildete. Sie sollte auch die Stiftung selbst überdauern. Im Jahre 1802 mußten die Nonnen ihr Kloster räumen, das sofort in ein churfürstliches Pfand- und Leihhaus umgewandelt wurde. Ja nicht einmal die in der Gruft liegenden zweiundvierzig Leichen der verstorbenen Nonnen durften verbleiben: mit barbarischer Rohheit wurden dieselben Nachts auf den allgemeindn Friedhof verbracht und vergraben. — Niemand weiß wohin. — Auch der Leichnam der um die Einführung der Carmelitinnen in Bayern so hochverdienten Anna Maria Lindmaier († 6. Dez. 1726), welcher mit Wunderzeichen leuchtete, fand in den Augen der Klosterstürmer keine Gnade.

Als Stiftsdecan Darchinger am 20. Januar 1803 in der Klostergruft sich einfand, um gegen die Profanirung derselben zu protestiren, fand er sie schon theilweise geleert und das bischöfliche Amtssiegel, welches im Jahre 1784 im Auftrage des Fürstbischofes Johann Theodor sein Vorgänger Stiftsdechant Ottinger am Grabe der Seligen angelegt, weggerissen. Das Einzige, was er noch retten konnte, war das ebenfalls mit dem fürstbischöflichen Siegel versehene Gefäß mit Blut von der Verlebten, welches die Oberin bei ihrem Abzuge nach Neuburg an der Donau mit sich nahm.

Während ein Theil des zu einem Leihhause herabgewürdigten Klostergebäudes in der Rochusstraße unverändert bis jetzt erhalten blieb, wurde der Hauptstock in der Pfandhausstraße Nr. 7, obwohl im besten baulichen Zustande, auf Betreiben des bekannten Bürgermeisters Erhardt 1877 gänzlich niedergerissen, an seiner Stelle ein großes dreistöckiges Miethgebäude aufgeführt, in welchem gegenwärtig eine Weinrestauration sowie ein Verkaufsladen für Luxusgegenstände (Kunstgewerbe-Ausstellung) untergebracht sind.

Als Centralkloster für die Karmelitinnen von München und Neuburg an der Donau wurde das ebenfalls aufgehobene Cistercienserkloster Pielenhofen, 3 Stunden von Regensburg, bestimmt. Dort nimmt eine gemeinschaftliche Grabstätte nun jene auf, welche rohe Gewalt aus ihrem Heim vertrieben. Zwei Marmorplatten erhalten der Nachwelt die Namen der 29 Opfer des damaligen Culturkampfes.

VII.

Pfalzgraf Wolfgang Philipp von Neuburg war im Jahre 1613 zur katholischen Religion übergetreten und hatte sich mit der Schwester Maximilians I. von Bayern vermählt. Von gleichem Glaubenseifer wie dieser beseelt, trachtete er in seinen Landen die katholische Religion wieder in Aufnahme zu bringen und berief zu diesem Zwecke Jesuiten nach Neuburg und Düsseldorf. Außerdem fanden auch andere Ordensgenossenschaften an ihm einen großen Gönner, darunter die Karmelitinnen von Antwerpen, denen er in Düsseldorf 1643 zu einer Niederlassung verhalf. Sein Sohn und Nachfolger Philipp Wilhelm, welcher 1653—1685 in Neuburg residirte,

in welch letzterem Jahre er den pfälzischen Churstuhl bestieg, wandelte in denselben Bahnen wie sein Vater; er errichtete in Neuburg den Franziskanern ein Kloster und ließ von Düsseldorf Karmelitinnen in eben diese Stadt kommen (1661). Es kamen ihrer 6 Schwestern, sämmtliche, die Priorin mit inbegriffen, vornehmer englischer Abstammung. Da nämlich König Heinrich VIII. von England die Klöster in seinem Lande sämmtlich aufgehoben hatte, so waren Jene, die den Ordensberuf in sich fühlten, genöthiget, außer Landes zu gehen. So kam es, daß die Karmelitinnenklöster in Düsseldorf und Neuburg von Antwerpen aus deren viele aufzuweisen hatten.

Die erste Priorin des neugegründeten Klosters, M. Magdalena, vom hl. Joseph zubenannt, aus dem uralten Adelsgeschlechte der Bedingfelds, war zuerst 11 Jahre Subpriorin im Düsseldorfer Convent, ehe sie nach Neuburg berufen wurde, eine Frau von heiligmäßigem Wandel; sie scheint auch mit prophetischem Geiste begabt gewesen zu sein, da sie dem Fürsten Philipp Wilhelm wiederholt ans Herz legte, auf sein achtes Kind, den kleinen Prinzen Alexander Sigismund (geb. 1663), sorgfältig zu achten, mit der Versicherung, daß derselbe einst Bischof von Augsburg, somit ihr geistlicher Oberer werde, was auch in der Folge eintraf. M. Magdalena starb, 64 Jahre alt, den 16. März 1684 im 48. Jahre ihrer Profeß. Die Subpriorin Anastasia von Jesu, eine geborene Gräfin von Wedmann, starb am 10. Dez. 1669 im 35. Jahre ihres Alters und im 19. der Profeß. Beide hatten ihre Gelübde im Kloster in Antwerpen abgelegt. Luzia vom hl. Ignatius aus dem adeligen Geschlechte der Splinter von Gent in Brabant, starb im 56. Jahre ihres Alters, im 36. ihrer Profeß, den 26. November 1691.

Diese drei vorzüglich waren es, die durch den Geruch der Heiligkeit den Ruf des Klosters auf lange Zeit hinaus begründeten und heute noch bei den Einwohnern Neuburgs nicht vergessen sind. Bei der Säcularisation am Anfange dieses Jahrhunderts wurde das schöne und große Kloster gleich sovielen anderen Stätten der Gottseligkeit aufgehoben, die Klostergruft wurde geräumt, die drei Leichen der soeben Genannten, welche man unversehrt fand, nebst denen ihrer Mitschwestern in den allgemeinen Friedhof St. Georg überbracht, die Gebäulichkeiten abgebrochen und der gewonnene Platz zu Neubauten verkauft.

Anfangs hatte es noch den Anschein, als ob das Kloster erhalten bleiben sollte, da man auch die Karmelitinnen von München in demselben untergebracht; aber bereits am 23. August 1804 wurde den Schwestern eröffnet, daß sie sämmlich nach Pielenhofen überzusiedeln hätten, womit das Todesurtheil über Kloster Neuburg gefällt war.

VIII.

Hatten die beiden Fürsten von Pfalz-Neuburg sich durch Gründung zweier Karmelitinnenklöster verdient gemacht, so erwarb sich eine andere Linie des wittelsbachischen Stammes nicht weniger Verdienste um diesen ehrwürdigen Orden. Im herzoglichen Schlosse zu Sulzbach residirte (1632—1708) Pfalzgraf Christian August, welcher im Jahre 1656 zur katholischen Kirche zurückgekehrt war. Zwei Gräfinnen Sulzbachs hatten einst die mächtigsten Throne der Welt bestiegen: Bertha, auch Irene genannt, wurde Kaiserin in Konstantinopel (1145), während ihre Schwester Gertrud als Gemahlin Kaiser Konrads im Abendlande herrschte. Der erlauchten Tochter des Pfalzgrafen Christian Namens Amalia schwebte ein höheres Ziel als ein irdischer Kaiserthron vor Augen: 1683 trat sie zu Köln a. Rh. in das dortige Kloster zu Maria Loreto und brachte sich somit selbst dem Herrn zum Opfer.

Ihr Bruder Theodor Eustach, welcher seinem Vater in der Regierung folgte, war mit Maria Eleonora, einer Landgräfin von Hessen-Rheinfels vermählt. Neun Kinder (vier Prinzen und fünf Prinzessinnen) beglückten diese Ehe. Noch lebt im Volksmunde die Sage von „Eleonora's Traume" fort: Kurz vor ihrem plötzlich erfolgten Hinscheiden soll sie eine Vision gehabt und freudig staunend ein- über das anderemal ausgerufen haben: „Ich sehe den Stamm der Pfalzgrafen, und unter demselben einen herrlich glänzen vor allen übrigen — höher denn alle!"

Von ihren Töchtern trat die älteste, Amalia Auguste, bewogen und angeeifert durch das Beispiel ihrer erlauchten Tante, 1714 zu Köln in das Karmelitinnenkloster, in welchem sie unter dem Namen M. Eleonora Theresia a S. Cruce als Subpriorin am 18. Jänner 1762 selig verschied. Ihre Schwester Franziska Christina nahm 1733 im Karmelitinnenkloster zu Düsseldorf den Schleier und starb, nachdem sie als Priorin wiederholt dasselbe geleitet, 1776. Gerne wäre auch die dritte Tochter Eleonora's, Erneſtine, in zarter Jugend dem Beispiele ihrer beiden Schwestern gefolgt, aber ihrem edlen Vorhaben stellten sich Hindernisse über Hindernisse in den Weg. In kindlichem Gehorsame zu ihren Eltern reichte sie dem Grafen Wilhelm dem Jüngeren zu Hessen-Rheinfels die Hand zum ehelichen Bunde. Die Ehe blieb kinderlos, und als ihr Gemahl am 25. März 1731 starb, erwachte in ihr von Neuem die Sehnsucht nach dem Ordensleben.

Nachdem sie vergeblich zuerst in Köln, dann in Neuburg an der Donau um Aufnahme in den Karmeliten-Orden nachgesucht, wurde ihren inständigen Bitten an letzterem Orte nachgegeben und dieselbe am 31. Oktober, am Feste des heiligen Wolfgang, 1747 eingekleidet. Um den damaligen Churfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, zu ehren, wurde der hohen Candidatin der Name Maria Theodora beigelegt. Als „Schwester Theodora" begann dieselbe nun mit einem Eifer und Ernste ihre neue Laufbahn, daß ihr Name bald von Allen nur mit Hochachtung und Ehrfurcht ausgesprochen wurde. Nach zehn Jahren gelegentlich einer Oberin-Wahl fiel dieselbe auf sie, und das Neuburger Kloster hatte dies nicht zu bereuen. Wie sie den Schwestern mit hellem Tugendbeispiele voranleuchtete, so war sie auch für das zeitliche Emporkommen des Klosters bedacht, und kam ihr das Wohlwollen ihrer hohen Verwandten dabei zu Gute. So war es Churfürst Karl Theodor, der den gelegentlich eines Brandes zerstörten Glockenthurm wieder herstellen ließ, während ihre Schwester, eine Fürst-Aebtissin von Thorn, durch Spendung einer beträchtlichen Geldsumme ihren Lieblingswunsch verwirklichte, nämlich der unbefleckten Gottesmutter im Klostergarten eine Kapelle zu errichten, damit die Schwestern bei ihren Rekreationen ab und zu der Hochgebenedeiten ihren Huldigungsgruß darbringen könnten.

Achtundsiebzig Jahre war „Mutter Maria Theodora" alt, als der Augenblick kam, daß sie ihre Seele in die Hände des Schöpfers zurückgeben sollte. Kurz vor ihrem Tode (14. April 1775) hatte sie noch ihr geliebtes Kloster der Huld Karl Theodors empfohlen. „Unterstützen Euer Durchlaucht auch nach meinem Tode dieses Haus, in Ansehen meiner, und erinnern Sie sich, wie lieb mir diese Gemeinde gewesen, zu der Zeit, als ich unter ihr gewohnt, sowie daß meine Gebeine noch allda

ruhen." Ihr Wunsch, auch nach dem Tode unter ihren Schwestern zu ruhen, fand nur kurze Zeit Gewähr. Bei Zerstörung des Neuburger Klosters 1807 wurde ihre Leiche in einem eichenen Sarge um Mitternacht in die Fürstengruft der Hofkirche zu Neuburg übertragen: dort harrt dies edle Reis aus wittelsbachischem Stamme, eine Zierde des Berges Carmel, noch heute der ewigen Urstände.

IX.

Geraume Zeit hatte es gedauert, bis aus den Ruinen, welche der Klostersturm Anfang dieses Jahrhunderts in Bayern schuf, neues Leben erwuchs. Aber während der männliche Orden vom Berge Carmel so glücklich war, wenigstens drei seiner einstmaligen Niederlassungen in den altbayerischen Stammlanden (Regensburg, Reisach, Straubing) zu retten, blieb dem weiblichen Orden dieses Glück versagt.

Wiederholt hatten in den letzten Jahrzehnten bayerische Landeskinder in den benachbarten österreichischen Karmelitinnen-Conventen, zu Graz, Baumgarten und Meyerling bei Wien, um Aufnahme nachgesucht und sie auch erhalten.

Was lag näher als der Gedanke, den bayerischen Ordenscandidatinnen in ihrem eigenen Lande eine Heimstätte zu erwerben. Zum Glücke fand sich eine solche in dem einsam, aber herrlich gelegenen Wallfahrtsorte Aufkirchen am Starnbergersee. Daselbst hatten einst die Augustiner von München 1688 ein Hospitium errichtet und bis zum Jahre 1803 die Seelsorge bei der Kirche versehen. Nach ihrem Abzuge verfielen die Klosterräumlichkeiten immer mehr, da nichts mehr darauf verwendet wurde, und eine Veräußerung derselben behufs Erbauung eines neuen Pfarrgebäudes war zur dringenden Nothwendigkeit geworden. Ein wackerer Münchener Bürger erhielt davon Kunde, und mit seltenem Opfermuthe ging er daran, dieselben an sich zu bringen und es so den Karmelitinnen, bei welchen sich eine Tochter von ihm befand, zu ermöglichen, endlich in Bayern wieder Fuß zu fassen. Nachdem mit großem Kostenaufwande die nothwendigsten Reparaturen und Auswechslungen vorgenommen waren, konnten am 18. September 1896 die hiezu bestimmten Klosterfrauen von Meyerling bei Wien ihren Einzug halten. Es waren ihrer sieben. Die Ankömmlinge waren geführt von einem Karmelitenpater (Lukas) und von einer hochadeligen Meyerlinger Schwester, der verwittweten Gräfin Esterházy von Galantha (gebornen Fürstin Lobkowitz), Mutter des ungarischen Katholikenführers Nikolaus Moriz Esterházy, deren Tochter Bertha mit dem Fürsten Emil Oettingen-Spielberg, einem eifrigen glaubenstreuen Katholiken, in München verehelicht ist. Zugleich war auch die ehrwürdige Oberin von Meyerling, Maria Euphrasia, mitgekommen, um die nothwendigsten Anordnungen zur Einrichtung des neuen Carmels vorzunehmen. Diese beiden kehrten sodann wieder nach Meyerling zurück, so daß der neu begründete Convent zur Zeit aus fünf Mitgliedern besteht. Die neue Ansiedelung ist zu einem Carmel nicht nur ihrer gesunden und herrlichen Lage wegen, sondern auch zufolge der Stille und des hl. Friedens, der an diesem vom Verkehre abseits gelegenen Wallfahrtsorte waltet, zu einem beschaulichen Leben, wie es die strenge Ordensregel vorschreibt, geschaffen, wie kaum eine andere, und entschädigt mehr als hinreichend den Verlust so manches früheren Klosters in volkreicher Stadt.

Mehr als Zufall scheint es auch zu sein, daß die neue Niederlassung in nächster Nähe des einstigen Lieblingssitzes des verstorbenen Königs Ludwig II. sich befindet, woselbst er auch seinen traurigen Tod gefunden. Wiederholt waren wittelsbachische Fürsten in nahen Beziehungen zum Karmeliten-Orden gestanden, von der Zeit an Herzog Alberts II., Churfürst Maximilians I., bis herab zu Karl Theodor, und hatten bayerische Prinzessinnen es als ihr größtes Glück geschätzt, dem Karmeliten-Orden anzugehören. Durch die neue Stiftung soll das Band, welches Wittelsbach und Carmel verknüpfte, neugefestiget und dadurch dem Hause und Lande Bayern eine Quelle reichen Segens werden.

Duplik und Schlußwort über Kapharnaums Lage.

Die Aufmerksamkeit, welche mein liebenswürdiger Gegner meinen vieljährigen Palästina-Forschungen widmet, erfährt eine Tragweite, wovon er sich schwerlich eine Vorstellung macht. Die Artikel kommen natürlich den Vorständen und Mitgliedern des katholischen Vereins für das heilige Land zu Köln-Aachen in die Hand, von wem immer eingesandt, und machen diese stutzig — ich würde sonst nicht mehr darauf antworten. Es handelt sich eben jetzt um die Erweiterung unserer deutschen Kolonie am Westufer des Sees Gennezaret durch den Ankauf von 400 Morgen Landes, welche die Drusen von Rame aus momentaner Geldnoth uns anbieten. Kommt derselbe nicht zu stande, so drohen Juden, Russen und wer sonst noch uns zuvorzukommen, eine unangenehme Nachbarschaft! Und gerade gilt es das Weichbild von Minieh, der Stadt Christi und der Christen, für welche ich bald nicht mehr allein eintrete, denn ich habe in Palästina nicht bloß die Mönche vom Berge Carmel, die deutschen Franziskaner, überhaupt die Deutschen, auf meiner Seite, welchen ich auch am Berge Sion zwei Vorträge hielt. Ich erwarte den, der mich aus dem Sattel hebt, wo ich so fest sitze, daß ich von Anfang die Erklärung abgab, wenn Chörbet Minieh mit dem dazu gehörigen Chan nicht Kapharnaum sei, so wolle ich ebensoviel an Mark bezahlen, als dafür Franken erlegt wurden. Ich verpflichte mich immer von neuem, möge mein gegnerischer Freund dem Beispiele folgen, und ebenso für Telhum sich opfern. Es gilt jetzt den geweihten Landstrich zu erobern, wovon der Heiland bei Markus I, 38 spricht: „Auf! laßt uns in die benachbarten Flecken gehen, daß ich da predige, denn dazu bin ich gekommen."

Leider macht die protestantische Kritik, welcher man zum Vorwurfe macht, daß sie Advokatenkünste anwendet und vor lauter Negation zu keinem positiven Ergebnisse gelangt, mehr und mehr auch bei uns Propaganda. Das könnte ich auch, wenn ich den festen Boden verlassen wollte, ich will so ein Kunststück probiren. Auf dem Oelberg liegt bekanntlich el Azarieh mit mächtigen Ruinen aus der Kreuzritterzeit, damals hieß es Lazarium. Weit gefehlt, sage ich, daß wir dieses länger für das Dorf des Lazarus halten dürfen: man trenne vom heutigen Lazarieh den Anfangsbuchstaben als arabischen Artikel, so bleibt Azarieh. Dieß ist aber Azal, wovon unter andern der Prophet Zacharias XIV, 4 f. spricht: „Des Herrn Füße werden stehen auf dem Oelberg gegen Morgen von Jerusalem, und der Oelberg wird sich mitten entzwei spalten von Aufgang gegen Niedergang. Das Thal zwischen den Bergen wird nahe hinreichen an Azal, und ihr werdet fliehen wie vor Zeiten beim Erdbeben unter König Usias." Der Name wiederholt sich I Chron. VIII, 38. IX, 44. Resch und Lamed wechseln so oft, wie Ezech. XIX, 7 bei Almanutha, womit man Dalmanutha vergleichen wollte. Dem Alabarchon von Alexandria steht Arabarch gegenüber, und Bethgibrin lautet ebenso Gibelin, die Heldenstadt Eleutheropolis u. s. w. Versuche unser Freund mit seiner hyperkritischen Methode mich zu widerlegen, wenn ich so Bethanien von seiner jetzigen Stelle am Oelberg verschwinden lasse, ja mich noch dazu auf Lukas XIX, 29 stütze, wo er Jesum von Jericho nach Bethphage und Bethanien am Oelberg gelangen läßt, und XXIV, 15 schreibt: „Er führte die Elfe hinaus nach Bethanien und fuhr gen Himmel." Da aber nach der Apostelgeschichte I, 12 die Entfernung von Jerusalem nur

einen Sabbatweg betrug, so müßte Bethanien nicht im Hintergrunde, sondern auf der Bergspitze zwischen Bethphage und der hl. Stadt gelegen haben? So argumentirt man einem orientalischen Schriftsteller gegenüber nicht. Es ist gegebenen Falls große Verantwortung mit so widersprechenden Artikeln verbunden.

Monelia brauchte einst das Motto: Eo ventum est ut omnia tuta timeamus, quia cuncta pervertere multi moliuntur. So meint mancher, man kann nicht sicher genug gehen, und tadelt an allem, wie der Schuster am Bilde des Apelles. In der Paulskirche brachte ein lang verewigtes Mitglied, Wedekind, bei jeder Berathung seine Bedenken auf die Tribüne und erntete dafür den Titel Reichszweifel ..... r. Doch genug! Ich meine, mein gelehrter Gegner solle die Aufmerksamkeit würdigen, die ich im heiligen Interesse an der Sache ihm widme, und von seinem Pyrrhonismus abstehen. Durch die falschen Ortsbestimmungen ist das ganze Leben Jesu zerrüttet worden! Um die wahre Lage all der durch Christi Gegenwart geheiligten Stätten sicher zu erforschen, habe ich zweimal Palästina bereist und vor- und nachher die zugängigen Schriften in allen Sprachen durchgenommen, auch die Pilgerschriften nicht übersehen, um ja die Tradition festzustellen. Die Hauptfrage dreht sich um Kapharnaum, und ich kann nicht dulden, daß man die seit fünfzig Jahren verfochtene Position mir länger streitig macht. Eigentlich müßte die Christenheit sich schämen, wenn sie die Stätte der mehrjährigen Wirksamkeit Christi ganz aus den Augen verlor. Soll ich nochmal auf den Guardian vom Berge Sion, Quaresmius, verweisen, welcher 1620 darauf besteht: „Ich halte die alte Ueberlieferung sehr in Ehren und habe fast alle Bibelgelehrten und in der Geschichte der heiligen Stätten bewanderten Männer durchgesprochen. An der Stelle von Kapharnaum liegt ein Chan, und zwar sechs Millien vom Jordaneinfluß, und heißt arabisch Menieh." Seine Rathgeber konnten auf den Venetianer Sanuto sich berufen, welcher genau drei Jahrhunderte früher Kapharnaum zwei Stunden von der Jordanmündung in den See Gennezaret ansetzt. Es ist doch nicht gleichgiltig, wohin man unsere Pilger führt.

Mein Freund diskreditirt mein „Jerusalem und das heilige Land" und die „Hochwichtigen Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt," und belehret mich, die Zollstatt des Matthäus sei gleich „vor den Mauern Kapharnaums" gelegen. Wie konnte aber Markus II, 13 dann schreiben: „Jesus ging von Kapharnaum hinaus, dem Meere entlang und kam nach τελώνιον. Er braucht dabei dasselbe Wort, ἐξῆλθε, wie VII, 31 ἐξελθών bei der Auswanderung nach Tyrus. Der Name bestand fort, Baluze kennt das zur Festung Saphet (1238) gehörige Casale ad theloneum, der Guardian Burchard (1283) stößt abwärts vom Berge Saphet am Seeufer auf telonium, der Missionär Ricold nennt die Station theolonium: wohin ist sie gekommen? Pococke trifft 1738 an derselben Stelle in mundartlicher Form Telhewa für Telhum, wie aus Kydonia — Kandia, aus Posidonium — Pästum ward. Es ist Ein Wort, der Araber faßte aber das ihm unverständliche Tel für Tell = Hügel auf und mußte die zweite isolirte Sylbe mit dem Spiritus lenis oder asper beginnen; also entstand Tellchum. Das weiß jeder, der arabisch versteht, und nun mußte Chum der Ueberrest von Kapharnachum sein (?), obwohl Matthäus IV, 13 dieses an die Grenze von Zabulon und Nephtali verlegt, die weit südlicher vorlief. Mein Gegner hat ebenso das Evangelium gegen sich, wenn Johannes VI, 19 die Entfernung von Bethsaida (Mesadieh) zu 25 bis 30 Stadien angibt. Die Synoptiker nennen dafür die Ebene Gennezaret. Mein strenger Kritiker ist schnell fertig und läßt die Apostel erst in der Ebene landen, dann aber mit dem Herrn nach Telhum zurückgehen. Dieß ist, mit Verlaub, als ob jemand von Bernried nach Seeshaupt verlangt, aber deßhalb nach Ambach fährt und nun zurückgeht. Zu Fuß kam das Volk auch schneller dahin, urtheilt mein Widersacher, wozu schifften sie dann beim Seesturm sich ein?

Noch mehr! Josephus erreicht über die obere Jordanbrücke Kapharnome und den Fluß Kapharnaum. Wie reimt sich das mit Telhum zusammen? Der Fluß liegt ja eine halbe Stunde südlicher, wie konnte er davon sprechen? auch wird aus Nome oder Naum nie Chum, es müßte Telnum heißen. Doch kommt es immer besser. Mac Gregor nennt (The Rob Roi 1874 pag. 342) Tellhoom statio male fida carinis — wegen der rasenden Stürme aus dem Hauran. Schadet nichts, meint mein Censor, man zog dann die Schiffe auf den Sand und brauchte keinen Hafen; allein man konnte auch einen Molo bauen! — Davon müßte sich doch heute noch eine Spur finden, und warum sollten die Schiffer und Fischer nicht den vor Augen liegenden natürlichen Hafen von Minieh als steten Landungsplatz und Zufluchtsort benützt haben? All die mir gemachten Einwände sind künstlich! Ein Altbayer, Lorenz Hartinger, schildert die Erlebnisse auf seiner Pilgerfahrt 1883 S. 218 gerade zu Telhum: „Da der See Untiefen hat, so liefen unsere Fahrzeuge auf den Strand. Bei dem Tiefgang der Barken konnte nicht jeder, der nicht Stiefel trug, ans Land waten. Die Bootsknechte sprangen in den See und trugen die Unbehilflichen, insbesondere die Damen, nach Art, wie man kleine Kinder auf den Armen trägt, ans Land." — Was sagt unser gelehrter Doktor dazu? Man höre! „Damals war man nicht so wasserscheu, wie Sepp es voraussetzt. Petrus war Joh. 21, 7 nackt im Schiffe; als der Herr kam, warf er sich angekleidet ins Meer. Er wußte eben aus Erfahrung, daß die Sonne am See Genesareth genügend Wärme entwickelte, um ein nasses Gewand in kurzer Zeit zu trocknen." Das riecht nach der Studirlampe!

Woher soll noch neues Material kommen, um die „offene Frage" über Telhum und Minieh zu lösen? Weil ich nicht mehr darauf zurückkommen will, berühre ich noch kurz die andern angefochtenen neutestamentlichen Stätten. Kana Galil nennt der Syrer den Ort des ersten Wunders (Joh. II, 1), wie die Stätte noch heute heißt und früher 4 Stunden nördlich von Nazareth bestimmt wurde. Ich habe nach Jahrhunderten als der erste Europäer 1846 es wieder aufgesucht; aber wie die Karawanenstraße von Telhum her, ist auch die Station verödet. Cana bedeutet im Hebräischen wie Latein die Rohrstadt, gelegen am Sumpfe Battof, woraus ich Schildkröten aufhob. Der Widerspruch ersinnt heute: es ist Kefr Kenna; man läuft den Griechen nach und verbraucht die meist aus der Tasche armer Leute für das hl. Land gesammelten Gelder zum Anbau eines Sanktnariums (?) in dem jüngst erst entdeckten Hause des Bartolomäus von Kana. Mein Einwand: weder Name noch örtliche Lage passen bei Kenna, will illusorisch gemacht werden durch den Witz, es sei doch eine Quelle in dem Bergdorf!

Da die Juden ein Manifest gegen Jesus erließen, ihn zu tödten, machte er sich von Jerusalem fort „in eine Gegend nahe der Wüste, in eine Stadt Ephrem" (Joh. XI, 53 f.). Ich suche diese Wüste in der Dekapolis zu Ephraim im Walde (Jearim, ἔφημος), wo Josua XVII, 15 einen Theil des Stammes ansiedelte, wo Absalom am Baume sich erhing (II Sam. XVIII, 6) und die Einwohner (I Makkab. V, 46 f.) sich Judas dem Asmonäer widersetzten. Ich fühle mich umsomehr im Rechte, als der Heiland auch nach dem Steinigungsversuche ein Asyl jenseits des Jordan aufsuchte (Joh. X, 40). Mein Gegner setzt wieder den Fleck neben das Loch und gibt mir in Allem Unrecht. Die Wüste soll das fruchtbarste Gebiet von Ephraim bei Bethel, höchstens 5 Stunden entfernt, unter den Augen der hl. Stadt bezeichnen, ungefähr wie die Johanniswüste eine gute deutsche Meile von Jerusalem, in der weinreichsten Gegend, dem wahren Tempe von Palästina, gewiesen wird, wo man auch seine Wiege zeigt. Und doch ist der Priestersohn zu Hebron geboren und in der Jordanwüste oder Gegend am todten Meere aufgewachsen (Luk. I, 80) und auch als Prediger aufgetreten. Mein Ephraim liegt 3 Stunden südwärts von Magdala Gadara, der Hauptstadt von Peräa, welche ich zuerst als die wahre Heimath der Magdalena erkannte, wie ich das nur bei Markus VIII, 10 genannte Dalmanutha durch Beth (= Dal) Manutha bei Josephus erklärte. Wenn die Kirchenväter heute aus dem Grabe aufstünden, würden sie diese für den Schauplatz des Wandels Jesu wichtigen Entdeckungen wohl würdigen — mein geistlicher Nachbar verschließt dagegen sein Ohr.

Seit 50 Jahren bemühe ich mich, das neutestamentliche Emmaus zu Colonieh zur Geltung zu bringen, wo der Brunnen noch Bet el Amus heißt, Titus eine Veteranencolonie ansiedelte und ein Castell auf der Höhe zum

Schutze der Römerstraße diente. Nach Castul, genau 60 Stadien oder 2 Stunden von Jerusalem, pilgerte man früher am Ostermontag vom Sionkloster aus zum Grabmal des Emmausjüngers Kleophas. Bis auf unsere Tage blieb der Volksmund dabei, die Kreuzfahrer zogen von Lydda nach Joppe, diesen kürzesten und wasserreichsten Weg. Vergebens! Meine Gegner finden in dem neugebauten Kubebe, 4 Stunden von Jerusalem, wohin die Straße kaum zu finden ist, das Dorf bei Lukas XXIV, 13; ja Freund Dr. Euringer scheint nicht abgeneigt, die Stadt Emmaus Nikopolis, 8 Stunden von der Hauptstadt, dafür zu nehmen. Vergebens wird in den Urkunden des lateinischen Königreichs Jerusalem, die ich anführe, Emmaus von Kubeibe genau unterschieden. — Der jüngst verstorbene Kan. Schiffers aus Aachen hat den Vogel abgeschossen mit der Vorstellung: man wisse ja nicht, ob die beiden Emmausjünger die Tagreise von Emmaus, der Stadt in der Ebene, nicht zu Pferde zurückgelegt hätten, und er sammelte für die Errichtung eines dortigen Sanktuariums Gelder. Aber da die Sonne schon bei ihrer Ankunft zu Rüste ging, worauf sie mit dem Herrn sich zu Tische setzten, so hätten sie selbst mittelst Velociped und Eisenbahn, die es damals noch nicht gab, die Jünger in der Nacht nicht mehr versammelt gefunden.

Mein gestrenger Censor stellt mir immer Autoren als Autoritäten gegenüber, die mir nicht an den Knöchel reichen. Ja wären die Herren nur allein, so aber erscheinen nach so einem topographischen Schema verarbeitet Jahr für Jahr Leben Jesu, von welchen immer zwölf auf ein Dutzend gehen. Man rechne doch dazu den aus dem Französischen übersetzten Didon, der gar nichts weiß. Ebenso trostlos steht es um die Chronologie. Ich habe bei Gottlob! eiserner Gesundheit und noch nicht 30 Jahre alt den vom Winterregen herrührenden Morast bis an den Jordan überwunden und trotz der Warnung unseres Führers, des Schech von Bethanien, es werde mich das Leben kosten, im schmutzigen, reißenden Strom am 6. Januar ein eiskaltes Bad genommen, andere büßten sogar auf der Osterfahrt ihr Leben ein. Ich möchte es nicht mehr wagen, muß mir aber vorhalten lassen, damit hätte ich ja den Beweis geliefert, daß die Taufe Jesu und „alles Volkes" (Matth. III, 5 f.) in Mitte Winters sehr wohl möglich war. Das möchte man studirten Hokuspokus nennen.

Ich bin ein ehrlicher Deutscher und trete für deutsche Wissenschaft ein, zum Unterschied von manchem Eiferer, welcher die Wahrheit auf Schrauben setzt und nur zu denen hält, welche nicht deutsch lernen und unsere Kenntnisse unterschätzen. Mein Liebwerther scheioet mit dem Friedensgruße: Amicus Plato; wie aber kann er bei seinen Widersprüchen mir entgegenhalten: magis amica veritas? Dr. J. Sepp.

Recensionen und Notizen.

Erdel Friedrich, Geheime Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele. Nürnberg, Fr. Korn, 1897. 8°, 48 SS. M. 1,00.

p. „Wichtig für Jedermann!" heißt es ober der Titelüberschrift, die dann noch weiter erklärt wird: „Wesentliche Mithilfe der sogenannten willkürlichen Muskeln zur Entstehung des geistigen Lebens und dessen Wirkung auf Gesundheit, Stärke, Gestalt, Schönheit und Lebensdauer." Wir gestehen freilich, schon lange keine so sonderbare Schrift in der Hand gehabt zu haben. Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele ist von jeher anerkannt worden; manche scharfsinnige Bemerkung müssen wir dem Verfasser danken, aber im Ganzen geht er doch zu weit, wenn er der Muskelthätigkeit sozusagen eine Universalbedeutung zuschiebt und wenn er sich zu so ungeheuerlichen Sätzen versteigt, wie: „Unser Geist entsteht und wirkt unter geheimer Mitarbeit der sogenannten willkürlichen Muskeln. Richtige Geistesthätigkeit erzeugt körperliche Gesundheit, Kraft, Schönheit, Geistesfrische, langes Leben mit den edelsten Freuden. Alle Krankheiten lassen sich auf geistige Ursachen zurückführen. Bringt ein Mensch starke willkürliche Muskeln (namentlich am Halse) zur Welt, so besitzt er Anlage zu starkem Gefühl, kräftigem Willen, großer Intelligenz und lebendigem Gemüth." Derartige Proben, die sich noch vielfach vermehren ließen, überheben uns der Mühe einer Beurtheilung, und überlassen wir es dem Leser, sollte er etwa Lust haben, ins geheimnißvolle Dunkel dieser neuen Psycho-Physiologie einzudringen, in der die Schatten der alten Phrenologen bedenklich herumgeistern.

Chable Flor., Die Wunder Jesu in ihrem inneren Zusammenhange betrachtet. 8°, XII + 106 SS. Freiburg im Br., Herder, 1897. Preis M. 2,00.

p. Vorliegende Monographie, die Promotionsschrift eines jungen, leider inzwischen verstorbenen Gelehrten, bildet einen Bestandtheil (II. Bd., 4. Heft) der gediegenen „Straßburger theologischen Studien". Nachdem die kecken Leugner der Wunder Jesu mit ihren geradezu unverständigen Angriffen neuen Feinden, den Vertretern mystisch-physiologischer Umdeutung (Suggestion ꝛc.) Platz gemacht haben, ist es jedenfalls kein überflüssiges Unternehmen, die Wunder des Herrn einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Dies geschieht in befriedigender Weise in vorliegender Schrift. In fünf Kapiteln handelt sie mit Berücksichtigung der neuesten Einwendungen von der Wunderthätigkeit Jesu im Allgemeinen, von dem wunderbaren Liebeswerke Jesu, von den Wundern zur positiven Gründung des messianischen Gottesreiches und zur Ueberwindung des Satans (Teufelsaustreibung und Todtenerweckung) und von den wunderbaren Realweissagungen Jesu. Ein chronologisches Verzeichniß der Wunder Jesu beschließt die lesenswerthe, interessante Abhandlung.

Musterbeispiele für das Briefschreiben für Werktags-, Sonntags- und Fortbildungsschulen. Von Hauptlehrer Fink in Haigerloch. Verlag der H. Christian'schen Verlagsbuchhandlung in Horb (Württemberg). Preis 40 Pf.

* Ueber dieses Büchlein schreibt ein hohenzollern'scher Schulmann: Wir machen hiermit auf genannte Frucht langjähriger Schulpraxis die Lehrer und ihre Vorgesetzten ganz besonders aufmerksam. Es sind im ganzen 104 Briefe in vollständiger Ausarbeitung, von religiös-sittlichem Geiste durchweht. Die Themata sind allen Fächern der Volksschule entnommen und den Zeitbedürfnissen entsprechend ausgewählt. Die Form der Darstellung erinnert an den unübertroffenen Volksschriftsteller Alban Stolz. Es ist erfreulich, daß in einer Zeit, in der so viele Schulschriften seit 20 Jahren vom „grünen Tische" aus auf den Büchermarkt gebracht wurden, ein erfahrener Volksschullehrer zur Feder gegriffen hat. Möge sein Erstlingswerk seitens der Schulmänner und Schulfreunde die wohlverdiente Beachtung und Verbreitung finden.

Missae pro defunctis ex missali romano depromptae: accedit ritus absolutionis pro defunctis ex rituali et pontificali romano. 2°, pp. II + 52. Ratisbonae, Fr. Pustet, 1897. (IV.)

p Nova haec missalis defunctorum editio magnis typis magnisque notarum musicarum formis excusa eandem ornatus exteri nitidatem, textuum rectitudinem prae se fert, quas in omnibus celeberrimae typographiae Pustetianae libris liturgicis laudare consuevimus. Nil aliud addendum est, quam ut, quo saepius editiones hujus generis prodeant, eo majori diligentia ac splendore recognitae appareant.

Krieg Max., Die Ueberarbeitung der platonischen „Gesetze" durch Philipp von Opus. 8°, 40 SS. Freiburg i. Br., Herder 1896. M. 1,20.

Die „Gesetze" sind das letzte Werk des greisen Plato gewesen. An ihrer Echtheit wird jetzt nicht mehr gezweifelt, ein interessantes Problem der Literaturgeschichte ist es aber, zu erörtern, wie sich der von Plato's Schüler Philipp von Opus überlieferte Text zu des Meisters eigenen, ursprünglichen Meinungsäußerungen verhält. Das geschieht hier nach Vorgang vieler anderer Philologen in klärender, lichtvoller Darstellung.

Verantw. Redacteur: Ad. Haas in Augsburg. — Druck u. Verlag des Lit. Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg.